(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung

Nr. 182 — Dienstag, den 6. August — 1901

Zur Polenfrage

ergreift der Schriftsteller Wilhelm Uhde in der Wochenschrift „Der Lotse" das Wort, um sich energisch gegen die Anwendung äußerer Gewaltmittel zur Bekämpfung des Polenthums auszusprechen. Er meint: der wirthschaftliche Boykott der polnischen Nation, die Verfolgung von Gymnasiasten, die Untersagung der Muttersprache im Religionsunterricht haben die Polen gewaltsam in die vortheilhafte Position des Märtyrers gedrängt und ein Uebermaß an Energie, Stolz und Hartnäckigkeit bei ihnen hervorgerufen. — Dieses Urtheil geht aber, bemerkt zutreffend hierzu das „Berl. Tagebl.", von einer falschen Voraussetzung aus: nicht das Deutschthum ist der angreifende Theil, sondern das Polenthum. Aus den früheren Epochen der preußischen Polenpolitik mußte man leider die traurige Erfahrung machen, daß die „Politik der Liebe", die jetzt Wilhelm Uhde predigt, nur als Zeichen der Schwachheit aufgefaßt wurde und gerade jene revolutionären Träume politischer Hitzköpfe groß zog, die jetzt die preußische Regierung zu Gegenmaßregeln zwingen. Aber in einem Punkt müssen wir der Kritik Uhdes Berechtigung zugestehen: für die Kultur der Provinz und Stadt Posen, des Hauptes des preußischen Polenthums, ist bisher zu wenig gethan. Die Farben mögen vielleicht zu grell aufgetragen sein, wenn es in der Schilderung Posens heißt: „Die Provinzialstadt, die durch die hohe Intelligenz und fabelhafte Arbeitskraft ihres jetzigen Hauptes sich ungewöhnlich schnell zur Großstadt entwickelte, markirt das Wesen neunationaler Unkultur in erschreckender Weise. Kein moderner Mensch wird ungestraft durch ihre Straßen wandeln. Nicht der geringste erfreuliche Eindruck irgend welcher Art ist zu gewinnen: keinen Kunstladen sieht man, kein einziges gutes Bild, nicht einmal ein anständiges Restaurant, in dem man bei einem besseren Weine sich trösten könnte. Es ist nichts da, das Deutsche und Polen verbinden könnte, kein Zug der Produktivität, der Gelegenheit gäbe, ihre Kräfte zu vereinen. In keiner gewerblichen Thätigkeit spiegelt sich die große Eigenart des Landes wieder. Wo freilich sind die Menschen, die sie erkennen konnten, die Neigung und Muße haben, sich mit dem originellen Boden zu befassen, auf dem sie stehen, seine verborgenen Schönheiten zu entdecken und lieben zu lernen? Von dem Beamtenheere und dem Militärstaate, die hier deutsches Wesen repräsentiren, und deren Mitglieder alle paar Jahre wechseln, ist es gar nicht zu verlangen. Posen war ihnen, dank der Polenfrage, die Gelegenheit giebt, patriotischen Brand zu bekunden, nie mehr als ein brillantes Sprungbrett in höhere Stellungen an angenehmeren Orten." — Mit anderen Worten wiederholt hier Uhde die oft schon vorgebrachte Klage, daß die deutschen Elemente, so weit sie aus dem großen Beamtenheere sich rekrutiren, doch nur dem Flugsand zu vergleichen sind, der schnell wieder verweht und eine eigentliche Kultur unmöglich macht. Erst wenn der Deutsche lernt, den Boden der Provinz Posen als seine Heimath zu betrachten und zu lieben, und mit allen Fasern seines Herzens danach trachtet, für sich und seine Familie hier Wurzeln zu schlagen — erst dann kann man hoffen, in Posen eine wahrhaft deutsche dem Polenthum widerstandsfähige Kultur erstehen zu sehen.

Der Verfasser des „Telemach."

Eine Skizze zu Fénélons 250. Geburtstage, 6. August.

Von August Hagemann.

(Nachdruck verboten.)

Es giebt Autoren, deren ganzer Ruhm auf einem Buche beruht. So ist Goldsmith nur der Verfasser des „Vicars von Wakefield", Immermann der des „Oberhof", Fénélon der der „Abenteuer des Telemach". Aber diese summarische Urtheilsfällung der Nachwelt ist mehr als einmal ungerecht und unzutreffend. So thut man sehr unrecht, die Kenntniß und die Beurtheilung unseres trefflichen Immermann auf den „Oberhof" einzuschränken, und so erhält man ein recht schiefes Bild von Fénélon, wenn man in ihm nur den Verfasser des „Telemach" sieht. Wollen wir in zwei Worten sagen, inwiefern der Erzbischof von Cambray noch heut, zwei Jahrhunderte nach seinem Schaffen, ein wirkliches lebendiges Interesse für uns besitzt, so müssen wir uns Fénélon als Erzieher und als Politiker vergegenwärtigen. Das lebendige Interesse an seiner Wirksamkeit auf diesen Gebieten aber beruht darauf, daß Fénélon der Erzieher und Fénélon der Politiker sein Antlitz gleichsam der neuen kommenden Zeit zuwendet, daß er die Regung moderner Bewegungen und Anschauungen zeigt, die ihn mit uns in Fühlung bringen. Fénélon der Erzieher darf an die Spitze der neueren Geschichte der Pädagogik gestellt werden. Und der Politiker Fénélon glich dem Sturmvogel, der das Unwetter der Revolution voraus verkündigte.

Auf die Probleme der Erziehung wurde seine Aufmerkamkeit dadurch hingelenkt, daß er, als ein junger Geistlicher von 27 Jahren zum Superior der Nouvelles Catholiques, einer Gesellschaft für den Unterricht neubekehrter Katholiken, ernannt wurde. Eigentlich hatte er Missionar werden wollen. Aber für die Mission im rauhen Kanada ließ ihn sein zarter Körper nicht geeignet erscheinen. Eben so wenig erlaubte ihm dann die Familie die Mission in Griechenland. Dort lockte ihn Athen, Delphi, Patmos, Stätten seiner Ideale; denn er hatte sich am griechischen Alterthum gebildet und vielleicht hat sein Stiel durch das Vorbild der Griechen jene anmuthige Leichtigkeit gewonnen, der z. B. Bossuet, der Zögling der Römer, entbehrt. Aber wie gesagt, auch mit Griechenland wurde es nichts. Aus seiner Thätigkeit bei den Nouvelles Catholiques nun entstand sein Buch über die Mädchenerziehung. Durch die Auffassung der Erziehung als einer Unterstützung, der Natur durch die Berücksichtigung der individuellen Anlagen des Kindes, durch die entschiedene Ablehnung aller abstrakten Belehrung und Begründung des Unterrichts auf der Anschauung ist dies Buch ein unverkennbarer Vorläufer der furchtbaren und erfolgreichen Lehren Rousseaus. Fénélon hat wohl zuerst das große Problem der bis dahin so arg vernachlässigten weiblichen Erziehung aufgegriffen und sein Einfluß ist im „Emil" nicht zu verkennen.

Doch Fénélons volles pädagogisches Genie entwickelte sich erst, als er 1689 zum Erzieher des Herzogs von Burgund, des Sohnes des Dauphins und mithin muthmaßlichen künftigen Herrschers von Frankreich, ernannt wurde. Er bekam da einen sehr schwierigen Schüler. Der „kleine Dauphin" war schwer zu behandeln, im höchsten Grade jähzornig und leidenschaftlich, oft wild, zur Grausamkeit hinneigend und von hohem Selbstbewußtsein erfüllt. Fénélon lehrte ihn durch seine Ueberlegenheit, Würde und Güte, sein leidenschaftliches Naturell zu beherrschen und sich seiner maßlosen Wuthausbrüche zu schämen. War einmal ein solcher erfolgt, so mußte die ganze Umgebung dem Prinzen aus dem Wege gehen und durfte sich mit ihm nur, soweit es unbedingt erforderlich war, abgeben. Das erschütterte dann den Prinzen derart, daß er schließlich sein Unrecht erkannnte und Fénélon unter Thränen um Verzeihung bat. Einst rief er seinem Erzieher hochmüthig zu: „Ich weiß, wer ich bin und wer Sie sind!" Sogleich schwieg Fénélon und zog sich völlig von ihm zurück, bis der Prinz dadurch völlig zerknirscht war. Dann erst machte Fénélon ihm klar, daß er in Wahrheit weder über sich noch seinen Erzieher Bescheid wisse. In Allem suchte Fénélon durch das Vorbild, durch Güte und Ueberzeugung auf das Gemüth seines Zöglings zu wirken, und den rohen Prügelkomment, dem noch z. B. des Herzogs Vater unterworfen worden war und gegen den selbst Bossuet nichts einzuwenden hatte, perhorreszirte er grundsätzlich. Hand in Hand mit dieser Umbildung des Charakters ging die Entwickelung des Geistes des Herzogs, der von Natur eine sehr schnelle und scharfe Auffassung hatte. Für ihn schrieb Fénélon zuerst seine Fabeln, in denen er ihm einfache Verhältnisse des menschlichen Lebens und wichtige Grundlehren in anschaulicher Form gab; dann ließ er ihn in gleicher Weise in den „Todtengesprächen" weiter in Staat, Welt und Geschäfte hineinblicken und entwarf ihm endlich mit „Telemach" ein umfassendes Bild des Lebens. Es ist vergeblich, dies Werk als Dichtwerk retten zu wollen. Alle Würde und Anmuth der Sprache machen noch keine Poesie. Aber Fénélon wollte auch trotz der Anlehnung an Homer — das Werk stellt sich als eine Fortsetzung des 4. Buchs der Odyssee dar — sicherlich keine Dichtung geben. Die Belehrungen, die die als Mentor operirende Minerva dem Telemach in all' seinen Abenteuern und Irrfahrten zu Theil werden läßt, bilden das Schwergewicht des Buches. In ihnen wird ein ideales Staatsgebilde gezeichnet, ein Utopie, wie jene des Th. Morus, doch mit viel realerer Grundlage. Unserer Meinung nach hat Hettner durchaus recht, wenn er das Buch hauptsächlich als ein politisches ansieht. Man ist mehr in Versailles, als in Ithaka, und da ist es denn von entscheidender Wichtigkeit, daß die von Mentor vertretenen Maximen in ihrem Kerne oppositionell gegen die Politik Ludwig IV. sind. Hier wird ein Königthum vertreten und gepriesen, das äußere Prunkentfaltung verschmäht, das sich als den Diener des Volkes, den Hüter des Gesetzes betrachtet, das das Volk und seine Einkünfte nicht als zur Befriedigung der Lüste eines Einzelnen bestimmt betrachtet. Mögen diese Lehren auch allgemein gehalten sein, ihre Beziehung auf Frankreichs politische Zustände ist ganz unverkennbar und der Herzog von Burgund hat sie auch gewiß nicht verkannt. Kein Wunder, daß man in dem Buche, als es — angeblich gegen Fénélons Willen — erschien allgemein eine beißende politische Satire gegen Ludwig und seinen Hof darin sah und hinter den einzelnen Figuren des Romans die Montespan und die Fontanges, Louvois und den König selbst erkennen wollte. Ludwig war empört über den „Telemach" und seine ohnehin nicht große Neigung für Fénélon verwandelte sich in scharfe Abneigung. Schon vorher hatte er seine Ungnade über ihn verhängt. In einem theologische Streite über die aus Spanien stammende Sektte der Quietisten hatte sich Fénélon gegen Bousset und die Hoftheologie für die Berechtigung der von dieser Sektevertretenen Mystik engagirt. Das hatte ihn die Freundschaft Boussets und schließlich auch seine Stellung als Prinzenerzieher gekostet. 1697 wies ihn der König zum dauernden Aufenthalte in der Diözese Cambray an, deren Erzbischof er 1695 geworden war. Seitdem ist er nicht mehr an den Hof gekommen.

Aber Fénélon schloß trotz seiner Verbannung nicht mit seiner politischen Thätigkeit ab, sondern wandte sich vielmehr gerade jetzt von der Theorie der praktischen Politik zu. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er dem Ziele, zu politischer Macht zu gelangen nachstrebte, und mehr als Einer sah in ihm einen zukünftigen Kardina Mazarin. Hing doch Frankreichs dereinstiger Herrscher trotz des Königs Bannspruch mit unverminderter Liebe an seinem Erzieher, und einflußreiche Männer des Hofes legten auf seine Rathschläge hohen Werth. Noch heut ist es eine offene Frage, ob Fénélon der Verfasser jenes, etwa 1695 entworfenen anonymen Briefes an Ludwig XIV. ist, den d'Alembert zuerst mitgetheilt hat. Ranke hat die Echtheit bezweifelt, Döllinger anerkannt. Darin werden dem Könige die ernstesten Vorwürfe gemacht; sein Egoismus, Frankreichs Verarmung und Erschöpfung, die Kriegslust Lugwigs und ihre traurigen Folgen werden unnachsichtlich besprochen. Diesen Brief würde Fénélon noch vor seiner Verbannung geschrieben haben. Sicher ist aber, daß er von Cambray aus Rathschläge gegeben und Ideen entwickelt hat, die denen jenes Briefentwurfes auf's Engste verwandt sind. Zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges hat er in seinen Briefen die trostlose Lage des Landes rückhaltlos geschildert und einen vollkommenen Bruch mit der bisherigen Kriegspolitik gefordert. Er hatte den Muth und die Konsequenz, für den Frieden um jeden Preis einzutreten. Am 4. August 1710 endlich hat er an den Herzog von Chevreuse jenen denkwürdigen Brief geschrieben, in dem er zur Einberufung der Notabeln räth, wobei er allerdings dem Adel und dem Klerus ein großes Uebergewicht gegenüber dem tiers état zu geben dachte. So hat Fénélon nicht nur die Sünden der bourbonischen Politik, die schließlich zur Revolution führten, klar erkannt, sondern auch bereits das Heilmittel vorgeschlagen, durch das man 80 Jahre später, freilich umsonst, die Krisis zu beschwören versuchte.

Doch alle diese Pläne sollten Pläne bleiben. Schon hatte Fénélon bei einer Zusammenkunft mit dem Herzoge von Chevreuse in Chaulnes 1711 den Plan einer neuen Staatsverfassung mit Steuerreform, Provinzial- und Generalständen entworfen, als im Februar 1712 der hoffnungsvolle Herzog von Burgund starb. Da sank das Gebäude der stolzen Hoffnungen Fénélons zusammen; „alle meine Bande sind zerrissen, nichts bindet mich mehr an die Erde", schrieb er selbst, und noch nicht drei Jahre später war auch er eine Leiche († 7. Januar 1715). Daß er nie zur Verwirklichung seiner Pläne gelangt ist, ist wohl der Grund, warum er als Politiker vielfach in Vergessenheit gerathen ist. Wir sehen in Fénélon gewöhnlich mehr den Philosophen, besonders aber — und in dieser Beziehung hat Herder stark auf unser Urtheil eingewirkt — den Vertreter der religiösen Toleranz gegenüber der bigotten Hoftheologie Ludwigs XIV. Aber in dieser Hinsicht hat man ihn doch wohl überschätzt. Es ist wahr, er hatte den „Ketzern" gegenüber mildere Formen und hat unnöthige Härten gegen sie gern vermieden. Aber alle seine Schriften zeigen, daß er im Prinzipe durchaus der Verfolgung der Hugenotten und der Jansenisten zustimmte; selbst gegen die berüchtigten Dragonnaden hatte er nichts einzuwenden und in seinem letzten Willen bat er den König ausdrücklich um einen gegen die Jansenisten festen Nachfolger im Erzbisthume. Ob er hierin aus Ueberzeugung oder aus Weltklugheit handelte, ist nicht zu entscheiden. Aber selbst, wenn man diese Seite seiner Persönlichkeit in Rücksicht zieht, bleibt ihr überwiegender Eindruck ein sympathischer. Sainte-Beuve sagt treffend, ihn, wie Lafontaine, liebe man, ohne zu wissen warum und ohne sie ganz studirt zu haben. Ihre Schriften athmeten einen Duft aus, der im Voraus für sie einnehme. Liebenswürdigkeit, Grazie und Geist vereinen sich bei Fénélon, um ihn uns als Schriftsteller anziehend und lieb zu machen, und für seinen Stil ist man versucht, ein Epitheton in jenem Sinne zu suchen, in dem Xenophon die „attische Biene" genannt worden ist. So konnte es kommen, daß ein Buch wie die Aventures de Télémaque, einst bestimmt, Frankreich einen weisen, einsichtigen Herrscher zu erziehen und so tief in seine Geschicke einzugreifen, zu einem allgemein verbreiteten Schul- und Lesebuche werden konnte, aus dem der Jugend allerdings die schönsten Eigenschaften der französischen Sprache nahegebracht werden können; ihre krystallene Klarheit, ihr Esprit, ihre präcise Durcharbeitung, ihre Anmuth.

Ueber Aberglauben der Jäger in alten Zeiten

entnehmen wir einem Aufsatz von Hans Siegert im „Weidmann" folgendes: „Zur Erzielung eines sicheren Schusses war es von altersher Sitte, die Kugeln zu gießen, wenn die Sonne in das Zeichen des Schützen trat, also „wenn im Kalender der Schütze drei Tage nach einander stehet". Erhöht wurde die Wirkung derartiger Kugeln noch dadurch, daß man die Späne einer vom Blitz getroffenen Eiche zu Mehl zerfeilte und dasselbe beim Gießen in die Form warf. Wer aber trotz dieser Kunstgriffe mit seinem Gewehre nichts traf, der mußte den kalten oder den heißen Brand in dasselbe bringen. Den kalten Brand erzielte man dadurch, daß man in das geladene Rohr eine junge Schlange steckte, diese einige Stunden darin ließ und schließlich an eine Eiche oder Fichte schoß. Wünschte Jemand den heißen Brand in sein Gewehr, so mußte er in das vom Schaft geschraubte Rohr eine Blindschleiche schieben und das Rohr an beiden Oeffnungen verschließen, so doß das Thier erstickte. Nach 24 Stunden wurde die Flinte wieder zusammengeschraubt, geladen und abgeschossen. Die Wirkung des heißen Brandes äußerte sich darin, daß der Schütze zwar nicht mehr fehlte, das Fleisch des erlegten Thieres aber in der Nähe des Schußkanals verbrannt war. Wenn aber der Hirsch nur weidewund geschossen war und die Gefahr nahelag, daß er auf andere Reviere überfallen könnte, so schnitt man die Fährte des rechten Vorderlaufs aus der Erde heraus und legte sie mit dem Abdruck nach unten, so daß die Schalen rückwärts zeigten. Mitunter traf der Schütze trotz kalten und heißen Brandes doch nichts; dann war eben das Gewehr verhext, verredet oder beschrien. Ein hirschgerechter Jäger freilich verstand auch den Zauber zu bannen. Er schoß einen Sperling, schraubte dessen Kopf an den Krätzer des Ladestocks und wischte das Rohr damit aus. Hierauf reinigte man es mit einer kleinen Zwiebel und zog es mit einem Stück Leinwand aus, auf die der Saft der erwähnten Zwiebel geträufelt war. Sperlingskopf und Zwiebel wickelte man in die Leinwand und hängte das Päckchen in den Schornstein. Nach einigen Tagen schoß man mit dem nun entzauberten Gewehr einen Vogel und feuerte von diesem ein Stück in die Luft. Andere nahmen statt des Sperlingskopfes das Herz eines Eichelhähers oder Wiedehopfes und warfen das Päckchen zum Schlusse in das fließende Wasser. Diese Mittel wandte man an, wenn das ganze Gewehr beschrien war. Handelte es sich aber nur um ein Rohr, so mischte man Schwarzkümmel, Sperlingskoth und scharfen Essig, goß den Brei in den Lauf, ließ ihn 24 Stunden wirken und begrub ihn schließlich unter der Schwelle des Hauses. Uebrigens konnte man sich von vornherein gegen jeden unheiligen Einfluß schützen, wenn man den Feuerstein am Schloß mit Kreuzwurzeln einfaßte. Um irgend welche Unfälle auf der Jagd fernzuhalten, empfahl man sich vor dem Verlassen des Hauses dem dreieinigen Gott. Im Freien stieß man dann mit dem Ladestock drei Mal auf die Erde und dann ebenso oft in den Lauf. Zum Schlusse endlich berührte man mit der Mündung des Gewehrs drei Mal die Erde."

Kunst und Wissenschaft.

— Ueber interessante Ausgrabungen in Westpreußen wird aus wissenschaftlichen Kreisen geschrieben: Vom Provinzialmuseum in Danzig sind während der letzten Wochen im Gelände mehrere Arbeiten ausgeführt worden, welche die vorgeschichtliche Sammlung erheblich bereichert haben. In Suckschin (Kr. Danziger Höhe) wurde eine Anzahl Gräber der vorrömischen (Téne-) Zeit aufgedeckt, welche Urnen von beträcht-

lichen Größenverhältnissen (bis 40 Centimeter Durchmesser) und solche mit reicher Mäander-Verzierung enthielten. Ferner ist an einer im Neustädter Kreise gelegene Stelle, an der man schon seit Jahrzehnten vorchristliche Steinkisten mit Urnen angetroffen hat, wiederum eine Folge von solchen Gräbern aufgefunden worden. Sie lieferte jetzt nicht weniger als 17 Gesichtsurnen, die zu den hervorragendsten und bezeichnendsten Erscheinungen gehören. Hervorzuheben sind drei vasenförmige Exemplare, die über dem Mund eine wohl modellirte Nase mit Nasenlöchern, große ovale Augen, stark hervortretende Augenbrauen und muschelförmig gewölbte Ohren besitzen; außerdem findet sich auf dem Bauch die Darstellung von zwei Nadeln, zwei Speeren und eines reichen Gürtelbehanges. In einem dieser Gefäße lag auch eine Cypräa, eine nur in südlichen Meeren lebende Schnecke, welche die vor mehr als zwei Jahrtausenden vorhanden gewesenen Handelsbeziehungen weit entfernter Länder mit der Ostseeküste von Neuem bestätigt.

Vermischtes.

Vor englischen Schwindlern, angeblichen Stellenvermittlern, wird amtlich gewarnt. Erfolgt die Vorschußzahlung, auf die es lediglich abgesehen ist, so läßt der „Stellenvermittler" nichts weiter von sich hören. Das deutsche Publikum kann nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, sich von der Verbindung mit diesen gefährlichen Schwindlern fern zu halten und sich jedenfalls bei derartigen Anpreisungen zunächst durch Vermittelung einer zuverlässigen Auskunftei oder des deutschen Generalkonsulats in London über die in Betracht kommenden Adressen genau zu erkundigen.

Mit gläsernem Pflaster sollen nach Pariser Blättern die Straßen der Seinestadt versehen werden. Uebrigens existirt bereits in Lyon eine Straße die Rue République, deren Pflaster aus achtzölligen Glas-Quadratblöcken besteht, die so fest aneinander gefügt sind, daß kein Wassertropfen zwischen ihnen durchsickern kann.

Die Reklameplakate sind für schlimme Augen, Unpäßlichkeit, Leberkrankheiten und viele andere Uebel bei vielen Leuten verantwortlich zu machen. Das ist die neue Theorie, die Dr. Sara Buckley in Chicago aufstellt. Die Dame erklärt, daß mehrere Personen, blos weil sie das Schild eines Augenarztes gesehen hatten, von Augenkrankheit befallen waren, und sich in ihre Behandlung begaben. Dasselbe ist von Reklamen aller Arten Medizin der Fall; die Leute werden überzeugt, daß sie von Krankheit befallen sind, wenn sie das annoncierte Heilmittel sehen. Die Krankheit wird ihnen durch die Plakate beigebracht. — Die Sache klingt etwas sonderbar; aber der zu Grunde liegende Kern ist gleichfalls vorhanden.

Gesuche um Aufnahme in die kaiserliche Marine veröffentlicht ein Berliner Blatt darunter befindet sich auch folgendes, aus dem eine besondere Liebe für den Seemannsberuf spricht: „Ich bin Schlosser, dabei bekam ich X-Beine, ging in's Krankenhaus, ließ mich operieren und bekam O-Beine. Von Jugend auf war mein Sinn Soldat zu werden, sonst hätte ich mich nicht einer Operation unterzogen, denn beim Handwerk ist's egal, X- oder O-Beine. Beim Militär aber lange nicht; ich habe furchtbare Schmerzen gelitten und war dem Tode nahe, soll das umsonst sein? Jedes Bein wurde besonders operirt, doch der Gedanke, wenn du aufstehst, hast du gerade Beine und kannst du Soldat werden, hielt mich aufrecht. Ihr werdet denken, ich halte die Arbeit nicht aus wegen der Hitze, doch hier stehe ich alle Tage vor dem glühenden Eisen. Haben Sie Erbarmen mit mir, um Gotteswillen, ich will alles thun, was ihr verlangt. Schließlich ist's ja auch egal, ob den Kessel, deren ja viele auf einem Schiffe sind, ein krummer oder ein gerader Kerl bedient, wenn er nur seine Pflicht thut. Am liebsten trete ich heute noch ein. Habt Erbarmen, ich bitt' Euch!" — Ein sehr energischer Charakter spricht aus folgenden Zeilen eines Gesuches: „Ich gebe hiermit bekannt, daß ich mich gesteru selbst im Allgemeinen bemustert habe. An der Größe 1,72 Meter, Brustumfang 92 Zentimeter ausgeschnauft 100 Zentimeter und an Gewicht 1,30 Zentner, im Schwimmen tüchtig. Können Sie mich gebrauchen?" — Schließlich schreibt ein Maschinenschlosser kurz und bündig: „Ich wollte darum bitten, ob ich darunter kommen könnte. Ich werde 19 Jahre. In diesem Herbst möchte ich gern darunter."

Ein unglaubliches Sittenbild wird aus **Sizilien** gemeldet: In der Gemeinde Alfa (Provinz Palermo) wurde ein **Priester** wegen Vergewaltigung seiner Nichte verhaftet. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß er einer verbrecherischen Gesellschaft angehörte, die nur aus Geistlichen bestand und sich „**die engelhafte Sekte**" nannte. Diese hatten mit vereinten Kräften Dutzenden von weiblichen Beichtkindern (natürlich jungen und hübschen) eingeredet, daß sie „Dämonen im Körper hätten, die nur die Priester dieser Vereinigung austreiben könnten. In wie „engelhafter" Weise sie den „Dämon" vertrieben, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Unglaublich klingt es, wenn hinzugefügt wird, daß diese „Sekte" schon seit 8 Jahren bekannt ist und doch nicht ausgerottet ist. Schon im Jahre 1893 erließ der Bischof Cesula an alle Priester seiner Diözese ein Rundschreiben, worin die Existenz solcher verbrecherische Geistlichen erwähnt und alle anderen Priester ermahnt wurden, zur Ausrottung dieser Schmach beizutragen. Wie die Sache noch hat acht Jahre andauern können, ehe die Staatsanwaltschaft sich ihrer bemächtigte, ist unfaßbar.

Für eine halbe Million Musik! Wie dem „B. T." ein Telegramm aus Wien meldet, hat der tschechische Geigerkönig Jan Kubelik, der eben eine glänzende Londoner Konzertsaison absolvirte, in Prag einem Kontrakt mit dem amerikanischen Impresario Frohmann unterzeichnet, wonach er für eine viermonatliche Konzerttournee in Amerika eine halbe Million Kronen erhält.

Trinkgelder in den vornehmen englischen Restaurants. In London giebt es eine Anzahl Cafés und Theezimmer, in denen nur Damen aus den **besten Familien** bedienen. So besteht seit längerer Zeit ein Café in Bondstreet, das nur Töchter von Offizieren als Kellnerinnen annimmt. Die Räume sind im Boudoirstil eingerichtet, und es macht einen erquickenden Eindruck, wenn man zur Theezeit des Nachmittags aus der heißen staubigen Straße in ein solches Theezimmer eintritt. Vornehme Damen in eleganten Toiletten werden von gleich elegant gekleideten meist sehr hübschen, jungen Mädchen bedient. Selbstverständlich ist es durchaus unstatthaft, Trinkgelder in solchen Lokalen zu geben, und wenn ein Fremder oder ein Uebergutmüthiger bescheidentlich beim verlassen des Cafés einen Sixpcence unter seiner Tasse liegen läßt, so spielt sich ungefähr folgende Szene ab: Entdeckung des Trinkgeldes . . . Erschrecken der bedienenden Dame . . . Rapport an die Vorsteherin der Restauration . . . Man nimmt gemeinschaftlich das corpus delicti in Augenschein . . . . Der Chasseur des Hauses wird gerufen . . . . Er erscheint mit einem Handbesen . . . . Das unglückliche Geldstück wird mit kühnem Schwung auf den Boden gekehrt . . . . Was dann, nach Geschäftsschluß, aus ihm wird? Ja, darüber ruht der Schleier des Geheimnisses.

Welche Bedeutung in England das Kaninchen als Volksnahrungsmittel erlangt hat, möge aus der folgenden Notiz zu ersehen sein, die wir einer soeben eingetroffenen deutsch-australischen Zeitung entnehmen: „Mit dem Dampfer „Maori" wurden in vergangener Woche 9000 Körbe, mit der „Narrung" 8500 Körbe, mit dem Dampfer „Kent" 11 000 Körbe und mit dem Dampfer „Sussex" 12 000 Körbe Kaninchen nach London verschifft.

Heiteres. Lawn-Tennis. „Also, meine Herrschaften, von nun ab sollen die Ausrufe beim Spiele nur mehr in deutscher Sprache erfolgen." — „Unsinn, wozu lernt man denn englisch?!"

Kommentar. Endlich ist die Sage vom ewigen Juden erklärt und zwar auf dem Kasernenhofe. „Kerl," schrie der Unteroffizier, „Sie verderben mit Ihrer Nase die ganze Richtung. Sie werden auch nie sterben, wie der ewige Jude, dessen Nase so groß war, daß die Seele, wenn sie aus dem Munde herausfuhr, immer wieder durch die Nase in den Körper mußte!"

Ueberleberreime.

Die Leber ist von einem Hecht
Und nicht von einem Biber;
Es hat das deutsche Vaterland
Das Ueberbrettlfieber.

Die Leber ist von einem Hecht
Und nicht von einem Ochsen;
Und wer dagegen etwas sagt,
Den muß man niederboxen.

Die Leber ist von einem Hecht
Und nicht von einem Lama;
Wer in der Welt hat jetzt noch Zeit
Für ein fünfaktig Drama?

Die Leber ist von einem Hecht
Und nicht von einem Raben;
Drum muß auch heut die kleinste Stadt
Ihr Ueberbrettl haben.

Die Leber ist von einem Hecht
Und nicht von einer Möwe;
Wolzogen aber ist und bleibt
Der Ueberbrettl-Löwe.

Die Leber ist von einem Hecht
Und nicht von einer Schlange;
Kurz: Ueberbrettl ist heut Trumpf!
— Es fragt sich nur: **Wie lange?**

(Jugend.)

Für die Redaction verantwortlich **Karl Frank** in Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 3. August 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr Normalgewicht
inländ. grobkörnig 720—744 Gr. 132—136 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
inländische große 671—686 Gr. 122—141 Mk.
inländische kleine 662—692 Gr. 121—125 M. bez

Raps per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch Winter- 240—251 Mk.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer

Bromberg, 3. August 1901.

Weizen 168—175 M., abfall. blausp. Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 135—144 Mk. feinst. über Notiz

Gerste nach Qualität 125—130 Mk.
gute Brauwaare 130—140 M. nominell.

Futtererbsen nom. bis 150 Mk.

Kocherbsen 180 Mark.

Hafer 140—145 Mk.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.